

## Wechselvolle Schulzeit (Inge Deutschkron)

Ungeachtet aller politischen Ereignisse und der Bedeutung, die sie für meine Eltern hatten, war für mich der Übergang in die höhere Schule ein wichtiger Einschnitt in meinem Leben. Die weltliche Schule, die ich vier Jahre lang besucht hatte, war nach der Machtübernahme Hitlers sofort geschlossen worden, und die Lehrer hatte man entlassen. Keine meiner früheren Klassenkameradinnen war im Königstädtischen Oberlyzeum angemeldet worden. Ich kannte keine meiner neuen Mitschülerinnen. Außer mir suchten noch fünf jüdische Mädchen dieselbe Klasse. Das wusste ich natürlich nur durch den Religionsunterricht, der uns von der jüdischen Religionslehrerin Fräulein Katz erteilt wurde. Mit meinen jüdischen Mitschülerinnen verband mich im Grunde genommen nichts, außer der Tatsache, dass ich gelegentlich für sie eintrat. Da in der weltlichen Schule Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden, hatte ich gelernt, wie man sich wirkungsvoll zur Wehr setzt. Ich hatte Gelegenheit, das auch jetzt in der neuen Klasse zu beweisen, wenngleich mich keine meiner Mitschülerinnen je angegriffen hat, obschon sie wussten, dass ich Jüdin bin. Ich erinnere mich aber an zwei jüdische Klassenkameradinnen, die kleiner und schwächer waren als die anderen Mädchen. Sie rannten immer davon, wenn sie gehänselt wurden, und provozierten damit natürlich noch mehr Spott und Aggression.

Jeden Mittag begleitete mich eine meiner Klassenkameradinnen nach Hause. Erika Seidel war ein richtiges deutsches Mädchen mit langen blonden Zöpfen. Sie trug eine braune Kletterweste als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum Bund Deutscher Mädels (BDM). Und jedes Mal, wenn sie sich von mir verabschiedete, grüßte sie mit erhobener Hand und „Heil Hitler“. Ich weiß nicht, ob es ihr auffiel, dass ich ihr stets nur „Auf Wiedersehen“ zurief. Ich tat es sehr bewusst. Auf solch kleine „Beiträge“ politischer Opposition war ich stolz. Das galt besonders für die immer wieder neue und keineswegs leichte Überwindung, die es mich jedes Mal kostete, nicht einen Pfennig in eine der vielen Sammelbüchsen zu stecken, mit denen damals für alle möglichen nationalen und sozialen Zwecke gesammelt wurde. Das Klirpern der Münzen in diesen Sammelbüchsen hörte ich zu gerne, und natürlich waren die für eine Spende gebotenen bunten Abzeichen außerordentlich attraktiv und verlockend für ein Kind. Dennoch widerstand ich dem Wunsch, es den anderen Kindern gleichzutun. Das Königstädtische Oberlyzeum besuchte ich nur kurze Zeit. Unser Umzug in die Uhlandstraße hatte zwangsläufig für mich auch einen Schulwechsel zur Folge. Als meine Mutter mich deswegen im Königstädtischen Oberlyzeum abmelden musste, äußerte derselbe Direktor, der den Wert des Unterrichts in einer weltlichen Schule bei meiner Anmeldung so offenkundig angezweifelt hatte, lebhaftes Bedauern, dass ich seine Schule nunmehr verlassen wollte. Wir konnten nicht feststellen, ob er damit mein Verhalten und meine

Leistungen in seiner Schule loben oder auf diese Weise sein Missfallen gegenüber den antijüdischen Maßnahmen des neuen Regimes zum Ausdruck bringen wollte. Die Gegnerschaft zur NS-Diktatur fand viele subtile Ausdrucksformen. In der Fürstin-Bismarck-Schule, die ich nach unserem Umzug in den Berliner Westen besuchte, herrschte eine völlig andere Atmosphäre. Die Hälfte meiner Klassenkameradinnen kam aus jüdischen Elternhäusern. Es waren in der Mehrzahl Kinder alteingesessener und wohlhabender Familien aus West-Berlin. Die Lehrer, die nach 1933 gezwungen waren, bei ihrem Eintritt in die Schulräume mit „Heil Hitler“ zu grüßen, taten dies in dieser Schule mit offensichtlicher Abneigung. Sie machten auch keinerlei Unterschied zwischen uns und den nichtjüdischen Kindern meiner Klasse. Lediglich die Tochter eines hohen SA-Führers war in dieser Beziehung eine Ausnahme, denn sie durfte ungeachtet ihrer eindeutig erwiesenen mangelnden Schulbegabung nicht sitzenbleiben. Auch das Landschulheim der Fürstin-Bismarck-Schule, die von allen Schülerinnen geliebte „Hütte“ bei Ferch, hieß weiterhin „Robula“ nach dem zwar bereits ausgewanderten, aber doch noch ganz offen verehrten langjährigen Direktor dieser Schule Robert Burg, der Halbjude war und seinerzeit den Erwerb dieses Landschulheimes veranlasst hatte. In der Schule unterrichteten auch noch einige jüdische Lehrerinnen, und nie habe ich dort ein böses Wort gegen die Juden gehört. Aber auch die Fürstin-Bismarck-Schule konnte ich nur verhältnismäßig kurze Zeit besuchen. Als die Schulbehörde verfügte, dass jüdische Schulkinder nicht mehr an Ausflügen teilnehmen, nicht mehr Landschulheime besuchen dürften und auch dem Schwimmunterricht fernzubleiben hatten, beschloss mein Vater, mich auf eine jüdische Schule zu schicken, um mich dieser Art Diskriminierung nicht auszusetzen. Er hielt die jüdische Mittelschule für geeignet, weil sie noch eine der wenigen staatlich anerkannten jüdischen Schulen war. Ihr Besuch beziehungsweise Abschluss hätte mir die Möglichkeit geboten, „nach dem Nazireich“ wieder auf eine staatliche Höhere Schule zurückzukehren. Am gleichen Tag, an dem meine Eltern ihren Entschluss der Schulleitung der Fürstin-Bismarck-Schule mitteilten, rief meine Klassenlehrerin bei uns an, um meinen Eltern zu versichern, wie sehr sie meinen Abgang bedauere, die Gründe, die ihn veranlassten, jedoch nur zu gut verstehen könne. Wie alle jüdischen Schulen in Berlin war auch die jüdische Mittelschule in der Großen Hamburger Straße zu jener Zeit überfüllt. Das war nicht immer so gewesen. Vor 1933 hatten nur jene jüdischen Eltern Wert darauf gelegt, ihren Kindern jüdischen Schulunterricht zuteil werden zu lassen, die bewusst ein Judentum in Deutschland erhalten wollten. Das war sicher nicht die Mehrheit der damals in Deutschland ansässigen Juden. Den Statistiken dieser Zeit lässt sich entnehmen, dass weniger als ein Viertel aller jüdischen Kinder in Deutschland jüdische Schulen besuchte. Dabei ist

zu berücksichtigen, dass zu diesem Zeitpunkt bereits alle jüdischen Kinder, deren Väter nicht Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges gewesen waren, zum Besuch einer jüdischen Schule gezwungen wurden. Selbst orthodoxe jüdische Eltern vertraten oftmals die Ansicht, dass der Besuch einer nichtjüdischen Schule eine bessere Vorbereitung für das Leben ihrer Kinder in Deutschland wäre. Die jüdische Schule erzog ihre Schüler in erster Linie für ein Leben in einer jüdischen Gemeinschaft, wie sie in Berlin vornehmlich von den jüdischen Einwanderern aus Polen aufrechterhalten wurde. Als nun Partei und Staat im Dritten Reich immer rigorosere begannen, die Juden in Deutschland zu isolieren, sie aus dem öffentlichen Leben auszuschalten und vom Umgang mit anderen Deutschen fernzuhalten, setzte ein Ansturm auf die wenigen jüdischen Schulen ein. Zwar wurden einige neue jüdische Schulen errichtet, aber ihre Zahl blieb dennoch weit hinter dem Bedarf dieser ersten Jahre zurück. Die staatlich anerkannte Mittelschule hatte natürlich den stärksten Zulauf. Während sie 1932 von 470 Schülern besucht wurde, waren es 1934 bereits 1025 Schüler. Wenn ich an meinen ersten Schultag in dieser Schule zurückdenke, empfinde ich noch heute die Verwirrung, in die mich die große Zahl meiner Mitschülerinnen stürzte. In den beiden Schulen, die ich vorher besucht hatte, war der Klassendurchschnitt auf etwa 30 Kinder begrenzt gewesen. In der jüdischen Mittelschule waren wir nie weniger als 50 Kinder in einer Klasse. Ein geordneter Lehrbetrieb war unter diesen Verhältnissen kaum möglich. Unter Schülern und Lehrern herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Einige wanderten aus, andere kamen aus deutschen Schulen hinzu. 1935 mussten alle jüdischen Beamten, also auch jüdische Lehrer an deutschen Schulen, aus dem öffentlichen Dienst ausscheiden. Die ständige Ungewissheit ließ keinen zu rechter Besinnung kommen. Ein konzentrierter und kontinuierlicher Unterricht war unmöglich. Die gleichen Probleme beherrschten das Dasein der Lehrer wie auch die Atmosphäre der Elternhäuser. Sollte man auswandern? Sollte man bleiben? War ein menschenwürdiges Dasein in Deutschland überhaupt noch möglich? So war es nicht verwunderlich, dass uns oftmals Lehrkräfte gegenüberstanden, die – nervös bis zur Hysterie – unfähig waren, uns Sachwissen zu vermitteln, geschweige denn, pädagogisch auf uns einzuwirken. Andere wieder verfügten über eine bewundernswerte innere Ruhe und Haltung, die auch auf ihre Umgebung ausstrahlte. Auf den Schulbetrieb dieser jüdischen Mittelschule wirkte sich natürlich auch die Tatsache aus, dass die meisten Kinder in einer Atmosphäre aufwachsen mussten, die keine Sicherheit und Geborgenheit kannte. Auch war die Zusammensetzung der Schüler dieser Schule keineswegs einheitlich. Das soziale und damit auch intellektuelle Gefälle der Elternhäuser wirkte sich zwangsläufig auch auf den Unterricht nachteilig aus. Aber ungeachtet all dieser Beeinträchtigungen und Unbilden haben wir in dieser Schule etwas gelernt. Vielleicht nicht das, was auf einer Mittelschule in normalen Zeiten an Schulwissen vermittelt werden kann, aber doch das, was in der damaligen Zeit für uns von Nutzen sein konnte.

Der Lehrplan war darauf zugeschnitten, Wissen zu vermitteln, das auch bei einer Auswanderung einen Sinn haben würde. So hatten Fremdsprachen, insbesondere Hebräisch, den Vorrang. In den letzten beiden Schuljahren wurde auch Unterricht in Stenographie und Schreibmaschine erteilt. Je eine Stunde in der Woche war dem kaufmännischen Englisch und Französisch gewidmet. Schüler, die eine hauswirtschaftliche Ausbildung vorzogen, hatten Gelegenheit, sich im Kochen und Nähen ausbilden zu lassen. Ein solches Unterrichtsprogramm musste natürlich auf Kosten der traditionellen Schulfächer wie Geschichte, Mathematik, Chemie oder Physik gehen, von Literatur oder anderen schöngestigen Fächern ganz zu schweigen. Die Bemühungen dieser Schule, aber auch anderer jüdischer Schulen, ungeachtet der Ausnahmesituation, in der sie sich befanden, ihre Aufgabe optimal zu lösen, waren beachtlich. Da es jüdischen Kindern verboten war, mit anderen Kindern denselben Sportplatz oder die Umkleidekabine zu benutzen, erwarben alle jüdischen Schulen in Berlin gemeinsam einen Sportplatz im Grunewald. Dort wurden Sportfeste abgehalten, bei denen jede Schule um den Sieg kämpfte. Das waren Ereignisse, die uns völlig in Anspruch nahmen und denen wir entgegenfieberten. Vielleicht ist die Erinnerung an diese Stunden auf dem Sportplatz Grunewald die einzige wirklich angenehme Erinnerung an meine Schulzeit. Alles Bedrückende, das auf uns auch in der Schule lastete, war dort wie weggeweht. Wenn wir allerdings zur Rückfahrt in den S-Bahn-Zug einstiegen, war diese gelöste Atmosphäre ebenso schnell wieder verflogen. Es ist gewiss nicht zufällig, dass ich mich nicht an einen einzigen dummen Schülerstreich aus jener Zeit erinnere. Ich bin auch sicher, dass wir keine nennenswerten Dummheiten begangen haben. Natürlich nannten wir auch einige unserer Lehrer mit Spitznamen, aber sie waren nicht von uns geprägt und erfunden worden, sondern von unseren Vorgängern. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, erscheint mir diese Schulzeit in der Erinnerung grau und trübe. Dazu trug auch das düstere massive Schulgebäude in der Großen Hamburger Straße, einer ärmlichen Gegend um den Hackeschen Markt, bei. Aber auch, wenn ich mich an bestimmte Szenen zu erinnern suche, dann scheint es mir, als wäre der Himmel alle Tage verhangen gewesen. Nie hat sich in meiner Erinnerung ein Ereignis an einem Sonntag abgespielt.

Sie finden leicht weitere Informationen über die außergewöhnliche Lebensgeschichte von Inge Deutschkron.

## Aufgabe

Setzen Sie die Erfahrungen von Inge Deutschkron in Beziehung zu den bildungspolitischen Strategien der nationalsozialistischen Machtausübung und den weltanschaulichen Grundsätzen des Nationalsozialismus.